

F R A N K
K O R T E

Sealand

O D E R W I E A L L E S
A N D E R S K A M

R O M A N

adecis
verlag 

Deutschsprachige Erstausgabe September 2018

Copyright © 2018 adecis Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck, auch auszugsweise, nicht gestattet

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,

Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

adecis Verlag – ein Projekt der

adecis GbR, Frank Korte und Mareike Reimer

Wörthstr. 5 · 65185 Wiesbaden · Tel.: +49 611 525411

E-Mail: info@adecis.de · www.adecis.de

Covergestaltung & Satz: Wolkenart - Marie-Katharina Wölk,

www.wolkenart.com

Herstellung: BoD – Books on Demand, Norderstedt.

1. Auflage

ISBN: 978-3-947193-07-3 (Print)

ISBN: 978-3-947193-08-0 (E-Book)

Kapitel Eins

Ich spiele nicht gerne Schicksal. Eher spielt das Schicksal mit mir. Trotzdem warf ich an diesem regnerischen Montag im Juni nicht nur mein eigenes Leben aus der Bahn, sondern enttäuschte auch Menschen, die mir nahestanden und die mich bis dahin für zuverlässig gehalten hatten. Hinzu kamen jene, die ich auf meiner abenteuerlichen Reise erst noch kennenlernen sollte. Für uns alle wäre es anders gekommen, wäre ich einfach nur dort geblieben, wohin ich gehörte.

Als durchschnittlich begabter Inhaber eines durchschnittlichen Familienbetriebs in einer Stadt von durchschnittlicher Bedeutung hatte das Leben ein durchschnittliches Dasein für mich vorgesehen. Es hätte wie ein langer, ruhiger Fluss sein können. Von der Geburt bis zum Ende.

Zugegeben, für manche keine allzu verlockende Perspektive, für mich aber alles, was ich kannte und was ich damals für das Maximum meiner Möglichkeiten hielt.

Die wenigen Meter, die meinen Schreibtisch von der Zwischentür zum Büro meiner Sekretärin trennten, waren mir noch nie so weit vorgekommen. Mein Herz klopfte schneller als gewöhnlich. Verärgert über meine Unsicherheit und Selbstzweifel gab ich mir innerlich einen Ruck und drückte vorsichtig den Türgriff herunter. Beinahe wäre meine Hand zurückgezuckt. Der messingfarbene

Griff fühlte sich eisig an. Die Kälte ließ mich frösteln und strömte durch die Finger bis in den Unterarm.

Frau Großmann saß hinter ihrem Schreibtisch und starrte missbilligend auf ein Stück gelbes Papier. Mein Herz sank. Ich hatte einen ungünstigen Moment erwischt. Bevor ich kehrtmachen konnte, sah sie zu mir auf und sagte: »Schon wieder eine Krankmeldung von diesem neuen Lehrling. Ich hatte von Anfang an kein gutes Gefühl bei der Kleinen. Ich weiß nicht, warum es niemandem auffällt, dass mit der was nicht stimmt.«

Sie warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu. Wir beide wussten, was dieser Blick bedeutete. Die Verantwortung für alles, was hier geschah, lag letztlich bei mir. Selbst dann, wenn es auf Fehlentscheidungen meiner Mitarbeiter beruhen mochte.

Meinem Vater wäre das nie passiert. Frau Großmann gab mir oft genug zu verstehen, dass ihr früherer Chef das Unternehmen – und sein Leben – wesentlich besser im Griff hatte als ich.

Dass sich die Firma seit seinem Tod vor dreieinhalb Jahren genauso stabil im Markt hielt wie zuvor, spielte für sie keine Rolle.

Als ich sie am Rande der letzten Weihnachtsfeier auf diesen Umstand hinwies, nachdem sie wieder einmal eine Bemerkung über mich fallen gelassen hatte, belehrte sie mich in eisigem Ton: »Ich rede nicht von Zahlen, Herr Haufe. Ich rede von Persönlichkeit.«

Jetzt und hier, angesichts ihrer üblen Laune, war der

Zeitpunkt für die Nachricht, die ich ihr überbringen musste, denkbar ungeeignet. Andererseits hatte ich viel zu lange und viel zu angestrengt darüber nachgegrübelt, wie ich es ihr würde sagen können, um jetzt noch einen Rückzieher zu machen und alles auf ein unbestimmtes »Später« zu verschieben. »Der perfekte Moment« würde ohnehin niemals kommen.

Spontan beschloss ich, die Strategie fallen zu lassen, die ich mir zurechtgelegt hatte, und direkt ins kalte Wasser zu springen: »Ich mache ...«

Weiter kam ich nicht. Meine Stimme versagte und das Wort »mache« ging in einem heiseren Krächzen unter. Ich spürte das Blut in meinem Körper abwärts sacken und ahnte, dass ich leichenblass geworden sein musste. Ein kurzer Schwindel wischte durch meinen Kopf. Ich schnappte nach Luft.

In dieser höchsten Not war ich immerhin geistesgegenwärtig genug, mich an den Ratschlag aus einem meiner Bücher zu erinnern. Ich schloss die Augen, geriet jedoch ins Schwanken, öffnete sie rasch wieder und stützte mich mit der rechten Hand am Regal neben mir ab, das plötzlich nähergekommen zu sein schien. Trotzdem konzentrierte ich mich, dem Hinweis des Buchs folgend, auf meine Füße: »Beide Fußsohlen berühren den Boden.« Der bewusste Kontakt stabilisierte mich, der Schwindel verwehte.

Ich setzte erneut an: »Ich plane einen Urlaub. Für mich!«

Gott sei Dank – die Worte waren verständlich herausgekommen, auch wenn das »für mich« von einem trotzigem Unterton getragen wurde, der eher zu einem störrischen Teenager gepasst hätte als zu einem 48-jährigen Mann.

Nach einem kurzen Moment der Verblüffung brach Frau Großmann in impulsives Lachen aus, das mir einen Schauer über den Rücken jagte. Ich hatte sie in all den vielen Jahren, in denen ich sie kannte, nicht ein einziges Mal lachen sehen. Niemals. Deshalb wirkte ihr Ausbruch höchst bizarr auf mich.

Ich bemerkte, dass sich an beiden Eckzähnen ihrer unteren Zahnreihe glänzend goldene Kronen in identischer Form und Größe befanden, die links wie rechts exakt auf der Höhe ihrer Mundwinkel endeten. Befremdlicherweise wiederholte sich diese Symmetrie in der oberen Zahnreihe, was irritierend künstlich und in seiner Perfektion ein wenig einschüchternd wirkte.

Plötzlich, als sei ein Schalter umgelegt worden, verstummte sie und ihre Gesichtszüge erstarrten.

»Sie meinen das ernst?«, fragte sie.

Ihre Verblüffung verschaffte mir einen Vorteil und ich nutzte die Gunst des Augenblicks: »Ja, ernst«, sagte ich. »Ab nächsten Montag, für ... zwei ... Wochen.«

Und schon wieder hatte es mich erwischt: Das Wort »zwei« war unsicher und piepsig herausgekommen, wie von einem Kind, das um ein zu großes Geschenk bittet und sich aufgrund seines schlechten Gewissens innerlich windet.

Sie fixierte mich mit geweiteten Augen und offenem Mund. Die vier goldenen Eckzähne wirkten jetzt etwas größer, ragten ein deutliches Stück über die Lippen hinaus und beinahe berührten sich die oberen und unteren Kronen.

Es war still im Raum.

Frau Großmanns Telefon klingelte.

Sie reagierte nicht.

Es klingelte wieder.

Sie saß dort wie erstarrt.

Es klingelte noch zwölfmal, brach dann ab.

Atmete ich eigentlich noch? Egal. Solange ich bewegungslos blieb, drohte keine Gefahr. Beinahe fühlte es sich so an, als mache meine Reglosigkeit mich unsichtbar oder zumindest unberührbar. Meine rechte Hand ruhte auf dem warmen Holz des Regals. Aus den soliden Möbeln, die mein Vater vor langer Zeit angeschafft hatte, strömten Gewissheit und Zuversicht in meinen Körper. Beide Fußsohlen berührten den Boden.

»Sie waren noch nie im Urlaub.«

Woher kamen diese Worte? Von irgendwo außerhalb des Raumes. Aus der Ferne ... als wehten sie durch einen langen Tunnel zu mir herüber.

Die Stimme wurde lauter: »Und Ihr Vater auch nicht!«

Es dauerte einen Moment, bis ich realisierte, dass es Frau Großmann war, die sprach.

Sie schien nicht weniger aus der Fassung gebracht als ich selbst. Von ihrer gewohnten Aura der Selbstsicherheit

war nichts zu spüren. Unsere Blicke trafen sich, versanken ineinander. Ein Ruck ging durch ihren Körper und der Ausdruck in ihren Augen zerbrach. Als stürze etwas in sich zusammen. Eine Glaskugel, die plötzlich zerbricht und deren Scherben nach innen fallen. Eine Seifenblase, die lautlos platzt und den leeren Raum offenlegt, den sie gerade noch schützend umgab. Verstörtheit und Sorge lagen in ihrem Blick.

Im erneuten Schweigen, das nun einsetzte, stiegen Bilder aus der Vergangenheit in mir auf: ich als kleiner Junge auf der engen Rückbank unseres Autos. Mein Vater am Steuer. Frau Großmann neben ihm.

Beide wirken sehr ernst. Es liegt eine Spannung in der Luft, die ich nicht deuten kann. Ich traue mich nicht, ein Geräusch zu machen, traue mich kaum zu atmen. Ich fürchte mich und weiß nicht einmal wovor, umklammere fest mein Spielzeug, fühle die spitzen Ecken des harten Kunststoffes, der beinahe meine Haut durchdringt. Schmerzhaft.

Dann wechselt die Szene: Frau Großmann, mein Vater, auf einem hölzernen Aussichtsturm. Unter uns ein Meer von Baumwipfeln, das im kräftigen Wind rund um die Plattform wogt. In der Ferne, inmitten der weitläufigen Tiefebene, die Türme der Frankfurter Banken, wie eine Versammlung von Riesen. Im Hintergrund helle, grüne Höhen – die bewaldeten Hänge des Taunus.

Ich traue mich nicht, an den metallenen Gitterzaun

zu treten, der die Plattform von der Tiefe darunter trennt. Mein Vater winkt mich herbei, ich schüttele den Kopf, weiche zurück. Er hebt resigniert die Arme, wirft Frau Großmann einen Blick zu, der zu sagen scheint: »Da sieht man's wieder!« Sie zieht die Augenbrauen hoch, presst die Lippen zusammen – missbilligend.

Ich weiß nicht, ob das meinem Vater gilt oder mir und meiner Feigheit. Aber ich schäme mich sowieso.

So rasch, wie sie erschienen waren, verblassten die Bilder und ich fand mich wieder mit der Frau Großmann der Gegenwart konfrontiert. Vorsichtig löste ich meine Hand vom Regal, wandte mich langsam um und bewegte mich, noch etwas benommen und unsicher, auf die Tür meines Büros zu.

»Herr Haufe?«

Als ich mich halb zu ihr umdrehte und sah, wie sie dort in ihrem Bürostuhl saß, kam sie mir kleiner und älter vor als sonst. Ihre Stimme klang gedämpft, kaum lauter als ein Flüstern: »Herr Haufe ... wenn irgendetwas nicht in Ordnung ist ... wenn ich irgendetwas für Sie tun kann ... egal, was es wäre ... dann würden Sie es mir doch sagen, oder?«

Ich öffnete den Mund, fand mich außerstande zu sprechen und nickte nur.

»Ich tue es für Ihren Vater ...«, hörte ich noch, bevor die Tür hinter mir ins Schloss fiel.

Kapitel Zwei

Einen kurzen Moment fühlte ich mich recht zufrieden mit mir selbst. Der erste Schritt war um einiges besser geglückt, als es zu erwarten gewesen wäre. Ich hatte den Überraschungseffekt unterschätzt, der sich zu meinem Vorteil auswirkte, indem er Frau Großmann in einen Zustand versetzte, den ich nie zuvor an ihr beobachtet hatte: Fassungslosigkeit.

Als ich an »Fassungslosigkeit« dachte, verpuffte meine selbstzufriedene Stimmung augenblicklich in einer dunklen Wolke.

Ich stand am Fenster meines Büros und blickte auf die tristen Hallen und Anlagen des Industriegebiets, die von nebeligen Schwaden in Watte gehüllt wurden. Es war niemand zu sehen und doch wusste ich, dass es in diesen grauen Hallen und grauen Bürogebäuden mit den toten Fenstern von ganzen Armeen grauer Leute wimmelte, die in ein immer gleich laufendes Räderwerk eingespannt waren, in dessen Takt sie sich von morgens bis abends gehorsam zu bewegen hatten.

»Nichts hier ist wirklich für Menschen gemacht«, dachte ich. Die Trostlosigkeit der Umgebung war alles andere als förderlich für mein Ringen um ein wenigstens fragmentarisches seelisches Gleichgewicht. An mir nagte nicht nur die Anspannung der eben durchlebten Situation, auch

andere belastende Ereignisse der jüngeren Vergangenheit hatten ihre Spuren hinterlassen.

Immerhin: Abgesehen von gelegentlicher Atemnot und einem Zittern in den Händen sowie dem Umstand, dass ich an manchen Tagen nicht aufhören konnte, Stifte und sonstige Utensilien nervös von einer Ecke meines Schreibtischs in die andere zu sortieren, fühlte ich mich ansatzweise auf dem Wege der Besserung.

Sofern man nach meinem Besuch in der Praxis von Dr. Elder in der vergangenen Woche davon überhaupt sprechen konnte.

Mein Vater hatte, seit meinem Eintritt als Juniorchef in die Firma, stets darauf bestanden, dass wir beide einmal jährlich zu einem Gesundheitscheck beim Hausarzt unserer Familie erschienen.

Für mich änderte sich an dieser Regelung auch nach seinem Tod nichts. Genau am 1. Juni eines Jahres, oder, sollte dieser Tag auf ein Wochenende fallen, am darauffolgenden Werktag, hatte Frau Großmann »ARZTCHECK« in meinem Terminkalender vermerkt und gehorsam meldete ich mich in der Praxis. Immer um Punkt neun Uhr. Einen anderen Termin hätte Frau Großmann niemals akzeptiert – von meinem Vater ganz zu schweigen. Ihm waren solche Regelmäßigkeiten wichtig. Er hielt sie sogar für unverzichtbar, wollte man ein erfolgreiches Leben führen.

»Jede Aufgabenstellung ein einziges Mal gründlich abwägen, Sebastian. Dann eine Entscheidung fällen. Diese

Entscheidung niemals anzweifeln, solange sich die Rahmendaten nicht gravierend verändern.«

Es kam natürlich – zumindest aus Sicht meines Vaters – so gut wie niemals vor, dass die Rahmendaten sich gravierend veränderten.

»Wenn wir wiederholt über die gleichen Dinge nachdenken, Sebastian, vergeuden wir Zeit, die wir stattdessen produktiven Tätigkeiten widmen könnten. Mit der banalen Frage, auf welchen Termin ich meinen Arztbesuch lege, will ich mich nur ein einziges Mal in meinem Leben befassen.«

Nachdem ich also am 1. Juni die übliche Blutabnahme und andere unsägliche Prozeduren bei Dr. Elders Assistenten über mich hatte ergehen lassen, standen einige Tage später die restlichen Untersuchungen durch Dr. Elder persönlich sowie die Besprechung der Ergebnisse an.

Pünktlich war ich letzten Dienstag an der Rezeption erschienen und betrat kurz darauf einen Raum innerhalb der Praxis, bei dem es sich, laut einem an der Tür angebrachten Messingschild, um ein »Wartezimmer« handelte.

Eine für mich ungewöhnliche Erfahrung, denn ich hatte dieses sogenannte »Wartezimmer« – welches ein sonderbares Wort – niemals bemerkt. Üblicherweise wurden wir von der Rezeption direkt in den ersten Behandlungsraum geführt. Dass mein Vater und ich vielbeschäftigte Menschen sind, die keine Zeit zu verschenken haben, war

Dr. Elder vollkommen bewusst. Entsprechend wurden seine Arzthelferinnen instruiert.

Das gleiche galt übrigens auch für unsere Zahnarztbesuche bei Dr. Mattusek und Kollegen, die immer am 15. September stattfanden, sofern dieser auf einen Werktag fiel.

Diesmal jedoch hatte eine junge blonde Sprechstundenhilfe, die ich nicht kannte, mich zu meiner Verwundung gebeten, »kurz nebenan Platz zu nehmen«.

Im »Wartezimmer« saßen sechs Menschen, was mich überraschte. Es gab nur zwei Behandlungsräume. Dies bedeutete, dass mindestens vier dieser Menschen zu früh erschienen waren und unnötigerweise hier verweilten. Wenn jeder eine halbe Stunde ausharren müsste, ergäbe das kumuliert drei volle Stunden. Zwei warteten eine halbe Stunde, bis die Behandlungsräume frei wurden, die anderen beiden warteten ebenfalls diese halbe Stunde und zusätzlich eine weitere halbe Stunde, bis die beiden, die vorher mit ihnen gemeinsam gewartet hatten, zu Ende behandelt waren. Das alles natürlich nur unter der Voraussetzung, dass zwei der sechs Personen jetzt sofort an die Reihe kämen, mich selbst nicht einmal eingerechnet, denn es war wohl lediglich dem Versehen einer unerfahrenen Mitarbeiterin geschuldet, dass ich mich überhaupt in diesem Raum aufhielt. Einem Raum, der bei effizienter Vorausplanung gänzlich überflüssig gewesen wäre.

Ich machte mir eine geistige Notiz, Frau Großmann zu fragen, ob die absurde Überbuchung der zur Verfügung

stehenden Behandlungskapazitäten eine bei Ärzten neuerdings übliche Verfahrensweise darstelle und wodurch sie zu rechtfertigen sei. Mir erschien diese Regelung wie eine leicht vermeidbare Zeitvergeudung, in die jeweils eine ganze Gruppe von Menschen – wahrscheinlich sogar gegen ihren Willen – involviert wird.

Ich verbrachte eine endlose Zeit damit, verschiedene Konstellationen zu berechnen, die durch eine jeweils variable Anzahl an wartenden Menschen, Behandlungsräumen und Zeitfenstern der Behandlungsdauer entstehen würden.

Vielleicht sollte ich an dieser Stelle erwähnen, dass Mathematik mein Hauptstudiengang war und meine Doktorarbeit über die Parameterabhängigkeit der algorithmischen Zerlegungstheorie gewöhnlicher Differenzialgleichungen gebrochener Ordnung später sogar Eingang in die Lehrmaterialien meiner Fakultät fand. Auch wenn ich niemals wissenschaftlich tätig wurde, war die Mathematik doch immer mein Steckenpferd geblieben.

Gerade erreichten meine Berechnungen Dimensionen, von denen sogar mir ganz schwindelig wurde, da steckte die Sprechstundenhilfe ihren Kopf durch die Tür und rief: »Herr Dr. Haufe, Sie sind dran.«

Als wir den Flur entlanggingen, fügte sie hinzu: »Herr Dr. Sabadi ist gleich für Sie da.«

Ich blieb stehen. »Das muss ein Irrtum sein. Ich bin Patient bei Dr. Elder«, korrigierte ich sie.

»Oh, Dr. Elder praktiziert nicht mehr – oder jedenfalls

nur noch ganz selten. Dr. Sabadi arbeitet sich gerade ein und übernimmt Ende des Jahres die Praxis.«

Das war eine Überraschung. Mehr als eine Überraschung. Es war eine vollkommen ungeplante Entwicklung. Es war eine ungute Entwicklung. Plötzlich packte mich ein seltsames Empfinden. Mir war, als würde ich im Raum schweben. Körperlos. Damit einher ging ein subtiles Gefühl der Bedrohung.

»Herr Haufe? Ist alles in Ordnung?«, fragte die junge Frau.

Was sollte ich jetzt tun? Man hätte mir das früher sagen müssen. Nun hatte ich schon mehrere Untersuchungen über mich ergehen lassen und dann wurde ich ohne jede Vorwarnung mit einer solchen Nachricht konfrontiert. Hätte ich das alles vorher gewusst, hätte Frau Großmann bestimmt nach einem anderen Arzt gesucht und ich wäre gar nicht mehr hierher gekommen. Ich wusste nichts über diesen neuen Arzt, der Dr. Elders Praxis übernehmen wollte.

»Dieser Dr. Sabadi«, sagte ich zur Sprechstundenhilfe, »ist er bekannt? Ich meine, kann man etwas über ihn nachlesen? Vielleicht im Internet?«

Sie sah mich verständnislos an.

»Ich meine seine Qualifikation, seinen Lebenslauf, wie viele Patienten er schon geheilt hat?«

Meine Güte, vor lauter Aufregung begann ich, Unfug zu reden! Wie viele Patienten er schon geheilt hat? Was für eine blöde Frage. Sie war mir sofort peinlich. Ich wusste

nicht, wohin ich mich drehen sollte. Aber wie hätte jemand anderes in meiner Lage reagiert? Wenn man völlig unerwartet eine derartige Hiobsbotschaft verdauen muss? Auf dem Flur einer Arztpraxis, nur Sekunden, bevor man den Arzt trifft?

Ich steckte in einer Zwickmühle. Mein Gefühl riet mir, schnellstmöglich diesen befremdlichen Ort zu verlassen. Mein Kopf warnte, dass ich mich vollends lächerlich machen würde, wenn ich wie ein ängstliches Kind davonliefe. Die Sprechstundenhilfe würde sofort Frau Großmann anrufen, um nachzufragen, was denn los gewesen sei und ob ich einen neuen Termin wolle. Für Frau Großmann eine weitere Bestätigung, dass es sich bei mir um eine unzureichende, mit zahlreichen Mängeln behaftete und in jeglicher Hinsicht missratene Kopie meines Vaters handelte.

Ich erinnerte mich an die Worte, mit denen sie ihn vor langer Zeit – ich war damals noch ein Kind – zu trösten versuchte: »Es waren ganz bestimmt die Gene mütterlicherseits!«

Nicht etwa, dass sie einer Bestätigung noch bedurft hätte, aber ich wollte ihrer umfangreichen »Sammlung des Versagens von Sebastian Haufe Junior« nicht aus freien Stücken weiteres Material hinzufügen.

Die Situation löste sich ohne mein Zutun auf, als ein fröhlich lächelnder junger Mann aus dem Arztzimmer trat und mich aufmunternd mit »Hallo Herr Dr. Haufe, kommen Sie doch rein!«, begrüßte.

Er war schmal – von zierlicher Gestalt –, nicht älter als

35, hatte kurz geschnittene schwarze Haare und ein spitz zulaufendes Gesicht mit winzigen Knopfaugen hinter kleinen runden Brillengläsern. Besonders auffällig waren seine abstehenden Ohren, die im Verhältnis zum Kopf viel zu groß wirkten.

»Der sieht aus wie eine Micky Maus mit Brille«, dachte ich sofort.

Er trug keinen Arztkittel, sondern eine helle Jeans und ein kariertes Hemd, das in einem Farbspektrum zwischen beige und orange irritierend schillerte.

Mir blieb wohl keine andere Wahl ...

Als Dr. Sabadi mir an seinem Schreibtisch gegenüber saß, fiel grelles Sonnenlicht durch das hinter ihm liegende Fenster und ließ seine Ohren in feurigem Rot leuchten. Jetzt sah er wirklich aus wie gerade einem Comic-Heft entsprungen.

Er lächelte mich strahlend an und sagte in jovialem Tonfall: »Mein lieber Haufe, Sie sind ja wohl ziemlich im Arsch!«

Ich glaubte erst, nicht richtig gehört zu haben.

Vergnüglich lächelnd fuhr er fort: »Ich hab selten so grottenschlechte Laborwerte gesehen. Da is wohl nix mehr zu machen.«

Mein Gesicht wurde heiß, dann wieder kalt. »Wie meinen Sie das, nichts mehr zu machen?«

Er deutete auf ein Blatt Papier, das vor ihm lag. »Bei den Werten, meine ich.«

»Ja, das ist mir schon klar, aber was bedeuten die

Werte? Auf welches ... Problem ... ich meine, auf welche ... Erkrankung ... weisen sie denn hin?»

Er zuckte mit den Schultern. »Woher soll ich das wissen? Kann alles Mögliche sein.«

Ich sah ihn erschüttert an.

Freundlich erwiderte er meinen Blick, als sei ihm überhaupt nicht bewusst, in welche Besorgnis er mich gestürzt hatte.

Nach einem kurzen Moment des Schweigens beugte er sich ein Stück vor, schaute mir eindringlich in die Augen und flüsterte in verschwörerischem Ton: »Der menschliche Körper, Herr Haufe, ist ein Mysterium! Ein vollkommen undurchschaubares, unlösbares Rätsel – ganz besonders für uns Ärzte.«

Er lehnte sich wieder zurück und kicherte vor sich hin, als habe er gerade den besten Witz aller Zeiten erzählt.

Meine Gesichtstemperatur wechselte im Sekundentakt von heiß zu eiskalt und zurück. Mein Körper fühlte sich blutleer und schwach an – wie ein ermattetes Etwas, das kurz davor ist, vom Stuhl zu rutschen.

»Aber, Sie sind doch ... Arzt ... Sie müssen doch irgendetwas sagen können.«

Er griff zu einem dicken roten Buch, das links neben ihm auf dem Schreibtisch lag, und hob es mit einer Hand langsam in die Höhe.

Meine Augen folgten seiner Bewegung.

Er hielt das Buch mit ausgestrecktem Arm für einige Sekunden dort oben zwischen uns in der Luft.

Ich starrte es voller Hoffnung an.

Er ließ es los und es fiel genau vor mir flach auf die Tischplatte. Der Knall war so laut, dass ich vor Schreck zusammenfuhr und ein Schmerz wie ein Stromstoß durch meinen Körper schoss.

»Sie suchen eine Krankheit?«, fragte Dr. Sabadi. »Bitte! Wählen Sie sich eine aus! Da stehen Tausende drin. Ist bestimmt was Passendes für Sie dabei. Aber fragen Sie doch nicht mich, was Ihnen fehlt. Das werden Sie schließlich selbst am besten wissen.«

Erneut brach er in ein Kichern aus, das leicht irreläufig klang. Seine ohnehin winzigen Augen verengten sich zu Schlitzeln, aus denen es mir amüsiert entgegenblitzte.

Nichts auch nur annähernd Vergleichbares hatten mein Vater oder ich jemals bei Dr. Elder erlebt.

Ich bemühte mich, meine Stimme zu kontrollieren und möglichst gefasst zu klingen: »Herr Dr. Sabadi, ich mache einen letzten Versuch: Was genau ist das Problem und was raten Sie mir?«

Wieder beugte er sich mir ein Stück über dem Tisch entgegen. Seine Augen hinter den kleinen Brillengläsern waren nun etwas weiter geöffnet und mir fielen seine übergroßen Pupillen auf, deren Dunkel nur von einem schmalen, hellen Kranz umrahmt wurde. Seine Miene war ernster als zuvor und er sprach mit großem Nachdruck: »Haufe, ganz ehrlich, ich möchte nicht in Ihrer Haut stecken – das können Sie mir glauben! Aber wenn Sie denken, Sie könnten hier reinkommen und ich würde

mit ein paar Pillen und gutem Zureden den ganzen Mist wegmachen, den Sie in Ihrem Leben angerichtet haben ... dann sind Sie schiefer gewickelt, als Ihre Laborwerte es jemals sein könnten. Verstehen Sie mich?»

Mit einem selbstgefälligen Lächeln lehnte er sich zurück, atmete tief durch, als habe er gerade eine Riesenleistung vollbracht, verschränkte die Arme vor der Brust und sagte: »Mehr kann ich nicht für Sie tun.«

Mir reichte es! Ich sprang vom Stuhl auf, stützte mich kurz an der Lehne ab, weil ich gegen einen Schwindelanfall kämpfte und eilte aus dem Raum. Am Ausgang der Praxis drehte ich mich noch einmal um. Die Sprechstundenhilfe war bis an die hintere Regalwand ihrer kleinen Rezeption zurückgewichen und starrte mich an, als hätte sie einen Angriff von mir zu befürchten. Waren hier denn alle verrückt geworden?

Kapitel Drei

Ich brauchte zwei Tage, um den Schock meines Arzttermins zu verdauen. Aber das Schlimmste sollte mir erst noch bevorstehen. Am Donnerstag entschloss ich mich, Dr. Elder zu kontaktieren.

Dieses Vorhaben gestaltete sich schwieriger als erwartet, weil seine private Nummer weder im Internet eingetragen war noch in anderen Verzeichnissen, die ich konsultierte. Er schien privat sehr zurückgezogen zu leben. Ich kannte nur seine Praxisadresse und dort konnte ich unmöglich anrufen.

Frau Großmann verfügte zweifellos über seine persönlichen Kontaktdaten, aber ich wollte nicht, dass sie irgendetwas von der ganzen Sache mitbekäme.

Also verließ ich mein Büro zur üblichen Zeit, verabschiedete mich von ihr und erklärte beiläufig, dass ich vorhätte, bei diesem herrlichen Wetter ein Stück am Mainufer spazieren zu gehen. Ich hoffte auf irgendeine Art von Reaktion, aus der ich schließen konnte, wann ungefähr sie nach Hause zu gehen beabsichtigte. Doch sie musterte mich nur wortlos von oben bis unten aus zusammengekniffenen Augen, als suche sie nach Anzeichen von ... ja, von was eigentlich?

Ich fuhr mein Auto vom Firmengrundstück, parkte ein Stück entfernt, an einer Stelle, von der aus ich den

Eingang zur Firma im Auge behalten, selbst aber nicht gesehen werden konnte, und wartete.

Ab und zu verließ einer der wenigen Angestellten, die zu dieser Zeit noch Dienst gehabt hatten, das Gebäude. Von Frau Großmann keine Spur – ein Umstand, der mir Sorge bereitete. Sie würde doch wohl nicht planen, heute noch eine besonders umfangreiche Aufgabe in Angriff zu nehmen?

Ich wartete ziemlich lange, dann kam sie endlich heraus. Sofort duckte ich mich zur Seite, mit dem Oberkörper auf den Beifahrersitz, und verharrte in dieser Position. Ich kalkulierte, dass es eine Minute dauern würde, bis sie ihr Auto auf dem Firmenparkplatz erreicht hätte, eine Minute fürs Einsteigen und Verstauen ihrer Handtasche oder was sie sonst noch dabei haben mochte, eine weitere Minute, bis sie endlich zum Abfahren bereit wäre. Danach wollte ich ein Sicherheitspolster von mindestens zwei Minuten lassen, bis sie vom Gelände gefahren und hinter der Kreuzung am Ende der Straße verschwunden sein würde.

Fünf Minuten also, die ich in dieser unbequemen Position ausharren musste. Eine Stelle oberhalb meiner rechten Hüfte tat weh, als sei dort ein Muskel eingeklemmt. Außerdem bekam ich schlecht Luft und atmete flach. Besonders gut roch es im Wagen auch nicht. Dieser säuerliche Geruch war mir schon seit ein paar Tagen aufgefallen. Manchmal beginnen Klimaanlageanlagen mit der Zeit so unangenehm zu riechen und ich hatte mir bereits eine geistige Notiz gemacht, die Werkstatt beim nächsten Besuch darauf hinzuweisen.

Dann sah ich die Tüte. Sie lag im äußersten Winkel des Fußraums vor dem Beifahrersitz, über dem gebeugt ich kauerte. Sofort fiel mir ein, dass ich vor ungefähr einer Woche ein Camembert-Brötchen aus der Kantine mitgenommen hatte. Nach einem langen, anstrengenden Tag fehlte mir die Energie, irgendwo etwas zu essen, geschweige denn, mir selbst etwas zuzubereiten.

Offenbar war die Tüte bei einer Bremsung unbemerkt vom Sitz gerutscht und damit auch meiner Erinnerung entglitten. Mir war der betreffende Abend sogar noch recht gegenwärtig: Wie ich mit halb zufallenden Augen zu Hause ankam, wie ich das Garagentor offenließ, weil mir die Kraft fehlte, es zu schließen, und wie ich in der Wohnung vollständig angezogen aufs Bett sank und keine 30 Sekunden später in die Besinnungslosigkeit eintauchte.

Jetzt betrachtete ich die weiße Papiertüte, wie sie dort in der Ecke des Fußraums lag. Große Fettflecken hatten das Papier transparent werden lassen, aber glücklicherweise nicht so sehr, dass man sonderlich viel vom Inhalt erkennen konnte. Ich wollte mir nicht einmal vorstellen, wie dieses vergessene Brötchen mittlerweile aussehen mochte. Ein stechend-scharfer Geruch stieg mir in die Nase.

Noch drei Minuten. Ich überlegte, ob es mir möglich sein würde, die Beifahrertür unbemerkt einen Spaltbreit zu öffnen und die Tüte hinauszubefördern. Probeweise hob ich den linken Arm, um nach der Stelle zu greifen, an der ich den Öffnungshebel der Tür vermutete, wurde aber von meiner Anzugjacke behindert, die sich über meinen

Kopf und meine Augen schob, wodurch ich die Sicht auf die Brötchentüte verlor.

Ausgerechnet in diesem Moment höchster Verletzlichkeit geschah es: Ein aggressives Klopfen auf Glas jagte mir einen Schrecken durch die Glieder. Ruckartig versuchte ich, mich aufzusetzen. Dabei fuhr, ausgehend von jener Stelle oberhalb der Hüfte, die sich zuvor schon bemerkbar gemacht hatte, ein schneidender Schmerz quer durch meinen Oberkörper. Zu allem Überfluss verhedderte ich mich noch rettungsloser in der Anzugjacke und es gelang mir nicht, meinen Kopf daraus zu befreien. Plötzlich wusste ich nicht mehr, wo bei dieser verdammten Jacke oben und unten sein mochte, und kämpfte, wie eine in Stoff eingewickelte Krake, mit panischem Gezappel um Erlösung. Endlich gelang es mir, einen Arm und schließlich sogar meinen Kopf aus der Jacke herauszuwinden, die nun aber schief vor meinem Körper hing. Ich verzog das Gesicht und schnappte nach Luft.

Neben dem Fenster der Fahrerseite stand Frau Großmann und bedeutete mir mit einer kreisenden Handbewegung, die Scheibe herunterzulassen. Vor lauter Peinlichkeit wäre ich am liebsten in den Schlitzen der Belüftungsanlage verschwunden. Wie lange mochte sie dort schon gestanden haben?

Ich öffnete das Fenster.

»Herr Haufe, wo ist der Statistik-Ordner? Ich brauche ihn bis morgen früh um acht zurück. Er liegt nicht auf Ihrem Schreibtisch.«

»Ich ... ich habe ihn zu Hause.«

Ihre Augenbrauen fuhren senkrecht ein paar Zentimeter an ihrer Stirn empor. Die Bewegung wirkte nicht natürlich. Eher so, als verberge sich dahinter eine mechanische Vorrichtung, mittels derer sie die Augenbrauen nach Belieben hoch- und wieder herunterfahren konnte.

»Ihr Vater war immer strikt dagegen, vertrauliche Unterlagen im privaten Wohnumfeld zu deponieren.«

»Frau Großmann, ich habe den Ordner nicht deponiert. Ich wollte ihn mir nur in Ruhe ansehen.«

Sie presste die Lippen aufeinander, bis kein Rot mehr zu sehen war, drehte sich um und eilte mit kurzen schnellen Schritten davon.

In die Firma zu gelangen, war schwieriger als erwartet. Mein Schlüssel passte zwar für den Haupteingang, scheiterte aber an der zweiten Glastür, die ich zu meiner Überraschung verschlossen vorfand.

Es war niemand zu sehen. Theoretisch musste es zu dieser Uhrzeit noch einen Hausmeister geben, der Dienst hatte, aber der war wohl im Gebäude unterwegs und es konnte Ewigkeiten dauern, bis er zufällig hier vorbeikäme.

Ich ging wieder nach draußen und wollte schon unverrichteter Dinge abziehen, als mir auf dem Weg zu meinem Wagen ein offenes Fenster im Erdgeschoss auffiel. Perfekt! Ich kletterte durch das Fenster der Buchhaltung, was mir trotz meiner nicht vorhandenen sportlichen Übung und mithilfe einer in der Nähe liegenden gelben Postkiste

recht passabel gelang. Ohne auf weitere Hindernisse zu treffen oder jemandem zu begegnen, drang ich bis in Frau Großmanns Büro vor.

Als ich ihr blau marmoriertes, vom jahrzehntelangen Dienst sichtlich mitgenommenes Telefonverzeichnis durchblätterte, das ich in einer Schublade ihres Schreibtischs fand, fühlte ich mich wie ein Geheimagent. Wie James Bond, der mit einem Martini in der Hand im Hauptquartier eines psychopathischen Oberschurken die entscheidenden Informationen stiehlt, mit denen er am Ende des Films in letzter Sekunde – und zum wiederholten Male – die Menschheit retten und das Überleben des Planeten sichern wird.

Noch am selben Abend rief ich Dr. Elder an. Er war sofort am Telefon.

»Herr Dr. Elder, hier ist Sebastian Haufe. Ich habe gehört, dass Sie sich mehr oder weniger zur Ruhe gesetzt haben, deshalb ist es mir etwas unangenehm, Sie zu stören, aber ...«

»Ich weiß, was passiert ist«, unterbrach er mich. »Kommen Sie morgen früh um neun zu mir. Nicht in die Praxis, sondern nach Hause.« Er nannte kurz noch seine Adresse, dann legte er auf.

Am nächsten Morgen lieferte ich den Statistik-Ordner bei Frau Großmann ab und meldete mich unter einem Vorwand »außer Haus«.

Kurze Zeit später saß ich Dr. Elder gegenüber.

Ich hatte mir nie Gedanken darüber gemacht, dass auch er älter wird und eines Tages nicht mehr unser Arzt sein könnte. Er war eine so selbstverständliche Konstante in unserem Leben geworden, dass mir sein Alterungsprozess komplett entgangen sein musste.

Jetzt bemerkte ich die tiefen Falten in seinem Gesicht, die bläulichen Tränensäcke, das schütterere weiße Haar, die unzähligen braun-gelben Flecken auf seiner Haut. Und auch, dass er viel dünner geworden war.

In schockierender Klarheit erfasste ich das Wort »Vergänglichkeit« in seiner vollen Bedeutung, als ich in diesem Raum saß, dessen Stille nur vom regelmäßigen Ticken der antiken Standuhr unterbrochen wurde. Alles hier strahlte Vergänglichkeit aus. Die abgewetzten Polster der Sessel, die an zahlreichen Stellen verblichenen Farben des Perserteppichs, die altmodischen Porzellanfiguren, die von einer deutlich sichtbaren Staubschicht bedeckt waren.

Ein ähnliches Empfinden hatte ich, als mein Vater starb. Hier holte es mich erneut ein. Ich dachte daran, dass all dies auch mir geschehen würde, dass auch ich schon den größten Teil meines Lebens hinter mir hatte; dass die Zeiger der Uhr bereits tief in den späten Nachmittag eingetaucht waren, sich auf den Abend zubewegten. Wie unausweichlich für uns alle der Lauf der Zeit ist. Durch nichts auf der Welt zu beeinflussen. Durch nichts auf der Welt zu stoppen.

»Lieber Herr Haufe, wir machen uns große Sorgen um Sie«, eröffnete Dr. Elder das Gespräch.

Seine Worte fühlten sich an wie eine kalte Hand, die

nach meiner Kehle griff. Sie rissen mich unvermittelt aus meiner theoretischen Betrachtung der Vergänglichkeit heraus und stießen mich hinein in eine höchst gegenwärtige Angst vor der sofortigen Vernichtung.

Ich stammelte: »Ihr ... Kollege ... Dr. Sabadi wollte mir nicht sagen, was los ist.«

»Oh, Herr Haufe, ich glaube, er hat Ihnen sehr genau gesagt, was los ist.«

Seine Bemerkung überraschte mich. »Nein. Eigentlich nicht. Er war etwas ... merkwürdig.«

Dr. Elder kniff die Augen zusammen, als könne er mich nicht klar erkennen oder als habe er mich nicht richtig verstanden.

»Herr Haufe, bei allem Respekt, aber wenn sich jemand ... etwas merkwürdig ... benommen hat, dann waren das ganz gewiss Sie selbst.«

Er richtete sich ein Stück im Sitz auf, bevor er in einem Ton leichter Entrüstung hinzufügte: »Und außerdem haben Sie unserer Sprechstundenhilfe Angst gemacht!«

Sprachlos sah ich ihn an, während ich in meiner Erinnerung nach einer möglichen Erklärung für seine Behauptung suchte, konnte aber kein Fehlverhalten auf meiner Seite erkennen. Außer vielleicht, dass ich so fluchtartig die Praxis verlassen hatte.

Er beugte sich leicht vor und sein Ausdruck wurde etwas milder.

»Herr Haufe, wie lange arbeiten Sie schon in der Firma Ihres Vaters?«

»Seit 24 Jahren.«

»Und haben Sie sich jemals eine Auszeit gegönnt?«

»Wie meinen Sie das? Auszeit?«

»Nun ja, freie Zeit, Urlaub. Zeit, in der Sie nicht gearbeitet haben.«

Ich verstand ihn nicht. »Warum sollte ich nicht arbeiten?«

»Herr Haufe, wie alt sind Sie jetzt?«

»48.«

»Und wie lange kennen wir uns schon?«

»Seit ... 48 Jahren.«

»Habe ich Ihnen in diesen 48 Jahren jemals einen Anlass gegeben, mir nicht mehr zu vertrauen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, niemals.«

»Würden Sie also sagen, Herr Haufe, dass Sie mir als Arzt ... vertrauen?«

»Ja, Herr Dr. Elder, ich vertraue Ihnen absolut. Und mein Vater hat das auch immer getan. Und Frau Großmann ebenfalls.«

»Gut. Dann nehmen Sie sich eine Auszeit. Sofort. Machen Sie Urlaub.«

Er griff hinter sich und reichte mir eine Visitenkarte.

»Und suchen Sie anschließend diesen Kollegen auf.«

Auf der Karte stand: Dr. med. Stuart M. Pearce und darunter, in silbernen Buchstaben im teuren Prägedruck, eine Adresse in der feinsten Gegend der Stadt.

»Welche Art von Arzt ist das?«

»Er hilft viel beschäftigten Menschen – Menschen wie

Ihnen, Herr Haufe – zu einem ausgeglicheneren Leben zurückzufinden. Ich glaube, spätestens nach Ihrem bizarren Auftritt in meiner Praxis werden Sie gemerkt haben, dass Sie etwas mehr Hilfe brauchen als ... nun ja ... als üblich.«

Ich spürte innerlich einen Stich und entgegnete etwas schärfer, als ich wollte: »Bizarrer Auftritt? Welcher bizarre Auftritt? Warum hören Sie nicht erst meine Seite der Geschichte an, bevor Sie sich ein Urteil bilden? Warum glauben Sie alles, was Micky Maus Ihnen erzählt?«

Bei den Worten »Micky Maus« sah Dr. Elder überrascht zu mir auf und wollte etwas sagen. Dann aber sank er nur in seinen Sessel zurück und sein Blick kehrte sich nach innen, als sei ihm eine Einsicht gekommen.

Das darauffolgende Schweigen war lang und bedeutungsschwer. Im Raum war es still, bis auf das Ticken der Pendeluhr und ab und zu einem leisen Knacken vom Holz der betagten Möbel und Dielen. In meiner Nase kitzelte der stechende Geruch von Möbelpolitur, wie ich ihn zuletzt in meiner Kindheit gerochen hatte.

Schließlich sagte Dr. Elder: »Herr Haufe, im Namen des Vaters ...« Er schüttelte den Kopf und korrigierte sich: »Verzeihung, ich meine natürlich, im Namen *Ihres* Vaters, bitte ich Sie: Konsultieren Sie meinen Kollegen!«

Ohne ihn direkt anzusehen, erwiderte ich so ruhig wie möglich: »Herr Dr. Elder, um ganz offen zu sein: Ich bin nicht sicher, ob ich das tun will. Bisher kommt mir alles ziemlich sonderbar vor. Mir wurde weder von ...«, nur mit

Mühe gelang es mir, den Namen Micky Maus zu vermeiden, »... von Dr. Sabadi noch von Ihnen eine Diagnose mitgeteilt.«

»Oh, über die Diagnose kann ich Sie informieren, Herr Haufe.«

Schlagartig verpuffte mein Ärger. Die kalte Hand war zurück und drückte meine Kehle so fest zu, dass mir der Atem stockte. Ich fühlte mich hilflos wie in einem Traum, in dem man gelähmt das sich nähernde Unheil sieht oder in dem man, in die Tiefe stürzend, nirgendwo Halt findet. Wieder tauchte ein Schwindel auf, der wie ein Hauch durch meinen Kopf strich, und erneut fühlte sich mein Körper bis in die letzte Faser schlaff und kraftlos an. Meine Stirn, mein Gesicht, waren kalt und blutleer. Ich senkte den Blick zu Boden – in Erwartung eines vernichtenden medizinischen Befundes.

Da geschah es. Ohne Vorwarnung, in einer Lautstärke, die mich entsetzt zusammenfahren ließ, brachte eine schrille Stimme den gesamten Raum zum Vibrieren: »Haufe! Sie sind total im Arsch!«

Mein Kopf schnellte hoch. Das war unmöglich! Vor mir saß nicht mehr der gütige alte Dr. Elder, sondern der teuflische Dr. Sabadi, der mich aus seinen winzigen Mäuseaugen anblitzte, übermütig im Sessel hin- und herschaukelte und aus vollem Halse schallend lachte, während er die Arme vor- und zurückwarf und seine riesigen Ohren knallrot leuchteten!

Genau dann, genau dort, in jenem Augenblick, fasste ich den Entschluss.

Den Entschluss, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben versuchen würde, Urlaub zu machen.

Hat Ihnen diese Leseprobe gefallen?

23 weitere Kapitel, Marie, Shila und eine Kurzgeschichte warten auf Sie!

Bestellbar im Buchhandel:

Gedrucktes Buch: ISBN: 978-3-947193-07-3
für 9,80 Euro

Als E-Book: ISBN: 978-3-947193-08-0
für 6,99 Euro